



„Die Reformation geht weiter“ – Der Zukunftsprozess der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Vortrag der Präsidentin der Landessynode der ELKB,

Dr. Annekathrin Preidel im Frauentreff der Egidienkirche Erlangen-Eltersdorf

am 14.11.2017

(Anrede)

Soeben haben wir den Reformationstag 2017 gefeiert. Bundesweit wurde er uns aus Anlass des 500. Jahrestags der Reformation als gesetzlicher Feiertag geschenkt. Wie haben Sie diesen Feiertag erlebt? War das nicht ein Tag mit Goldrand: strahlend blauer Himmel und die Sonne mit einer Strahlkraft, die für Ende Oktober etwas ganz Außergewöhnliches ist!



In Namibia, wo im Mai die Vollversammlung des LWB tagte, an der ich als Delegierte teilnehmen durfte, gab es zur gleichen Zeit ein Gewitter und es ging ein segensreicher Regen nieder, der eine ähnliche Symbolkraft hatte wie das herrliche Festwetter bei uns. Dieser Tag soll uns also in besonderer Weise in Erinnerung bleiben!

Mit dem diesjährigen Reformationstag beginnen wir nun den Weg in weitere 500 Jahre Reformation. Wir machen uns auch auf einen Weg in eine Zukunft, der im Zeichen der Botschaft von der befreienden Gnade Gottes steht und die Impulse der Reformation weiterträgt. Wie aber soll diese Zukunft aussehen? Was werden die Christen in 500 Jahren am 31. Oktober feiern?

Ich möchte Sie auf eine kleine Zeitreise mitnehmen: Sie dürfen für einen Moment die Augen schließen und träumen. Wie sieht für Sie die Kirche der Zukunft aus, hier in Eltersdorf, aber auch weiter gefasst in Erlangen, in Bayern, in Deutschland und weltweit. Welche Bilder sehen

Sie? Welche Farben? Was wollen Sie, dass die Menschen nicht erst in 500 Jahren, sondern sagen wir im Jahr 2050, über die Christen und über die Kirche erzählen? Und mal angenommen, in Zukunft würden sich Kirche und Gesellschaft so weiterentwickelt haben, wie Sie es sich wünschen. Wie sähe das aus? Was wäre dann anders als heute?

Als ich in das Präsidium der Landessynode gewählt wurde, machte auch ich zunächst eine solche kleine Fantasiereise. Mir stand klar vor Augen, dass unsere Landeskirche das Jubiläumsjahr nicht nur als ein Jahr der großen Events feiern sollte, sondern dass wir 2017 auch inhaltliche Akzente setzen müssen, um die Stellschrauben für die Zukunft unserer Landeskirche zu justieren. Ich wollte nicht, dass der Reformationstag 2017 vorübergeht und als nichts Anderes als eine nostalgisch verklärende Erinnerung an die Reformation des Jahres 1517 gefeiert wird. Das Jahr 2017 – so war mir klar – sollten wir nicht nur als ein schönes geistliches Jubiläum in Erinnerung an den Thesenanschlag feiern und danach zur Tagesordnung des weltlichen Regiments der Kirche übergehen.

Und so machten wir uns auch als Kirchenleitung auf eine imaginäre Zeitreise. Wir versuchten uns vorzustellen, wie unsere Kirche in den nächsten 20 bis 30 Jahren aussehen könnte. Wir wollten die Reformation wörtlich nehmen und nicht einfach alles beim Alten zu lassen. Auch wollten wir nicht einen Kirchenentwicklungs- und damit Zukunftsprozess starten, der nichts Anderes ist als eine neue Kürzungs- und Sparrunde. Denn dann würde die theologische Vergegenwärtigung der Revolution des Glaubens und der Kirche vor 500 Jahren in einen großen Widerspruch zu unserer kirchenpraktischen Gegenwart geraten. Wieder einmal müssten wir sonst feststellen, dass das, worüber theologisch geredet wird, nichts mit der Realität der Gesellschaft und der Kirche unserer Zeit zu tun hätte. Und wieder einmal hätten jene Recht, die kritisieren, dass nicht der Geist Jesu Christi, sondern der Geist der ökonomischen Normativität des Faktischen in der Kirchenleitung das erste und das letzte Wort hat.

Wenn also die Reformation ein inspirierendes GPS-System für die kommenden 500 Jahre sein sollte – so formulierte es der Erzbischof von Kapstadt, Thabo Makgoba, in seiner Festpredigt beim Abschlussgottesdienst des Deutschen Evangelischen Kirchentags in Wittenberg –, dann – so war uns klar – muss unsere Kirchenleitung mehr wollen. Und weil sie mehr wollen muss und weil das geistliche und das weltliche Handeln der Kirche nicht auseinanderfallen oder gar in Widerspruch zueinander geraten dürfen, haben wir als Kirchenleitung die Latte für uns selbst bewusst hoch gelegt. Uns war bewusst, dass dies ein riskanter Weg werden würde, weil die Gefahr besteht, dass wir an diesem Anspruch scheitern. Auf der anderen Seite war dieser Weg aber auch unabdingbar. Uns war bewusst, dass wir nur dann wirklich Kirche in die Zukunft führen, wenn wir uns von einer anspruchsvollen Idee der Reformation der Kirche leiten lassen. Als Christen und als Kirche sind wir diejenigen, die herausgerufen sind, um das Licht der Welt und das Salz der Erde zu sein. Das meinte der Theologe Karl Barth, als er in einem Vortrag des Jahres 1947 davon sprach, die evangelische Kirche müsse eine *ecclesia semper reformanda* sein – eine Kirche, die sich immer wieder reformiert. Barth schreibt im erwähnten Aufsatz von 1947: Die freie Gnade Gottes „bringt immer wieder frische Luft in die Kirche“. „Weil sie Gnade ist, wird

sie der Kirche auch neue Wege zeigen und eröffnen". Subjekt der permanenten Reformation ist also die durch den Geist in Wort und Sakrament vermittelte Gnade Gottes, Objekt der permanenten Reformation ist die Kirche. Darauf hat der Berliner Kirchenhistoriker Christoph Marksches am 27. März in seinem inspirierenden Vortrag vor der Landessynode in Coburg hingewiesen

Mit anderen Worten, den Worten Martin Luthers: „Wir sind es doch nicht, die da könnten die Kirche erhalten, unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen, unsere Nachkommen werden es auch nicht sein. Sondern der ist es gewesen, ist noch, wird es sein, der da spricht: „Ich bin bei euch bis an der Welt Ende.“

Zunächst einmal wussten wir als Kirchenleitung, was wir nicht wollten: Wir wollten nicht betriebsblind werden. Denn uns war bewusst, wie leicht man kirchenleitende Entscheidungen für der Weisheit letzten Schluss halten kann und wie verführerisch es ist, die ewige Wiederkehr gleicher oder ähnlicher Ideen mit dem schlechthin Neuen zu verwechseln! Wir wollten die große Ernüchterung im Jahr 2018 nicht riskieren, zu erkennen, dass sich die säkulare Welt einfach weiterdreht und die Jahre nach 2017 einfach weitergezählt werden, ohne dass etwas geschehen wäre, was die nichtkirchliche und die kirchliche Welt in Begeisterungstürme versetzt und geistlich, theologisch und kirchengeschichtlich der Rede wert gewesen wäre!

In einem Redebeitrag zum Ökumenischen Kirchentag 2003, also ziemlich lange vor der Reformationsdekade und vor dem Reformationsjubiläum, hat der Schriftsteller Robert Schneider die Lage der Kirche in Deutschland schonungslos und frei von allen falschen Hoffnungen beschrieben. Robert Schneiders Text ist ein eindrucksvolles Beispiel von Fremdprophetie. Er enthält mehr an geistlicher Substanz als so mancher Ruf nach „geistlichen Prozessen“, die den Geruch atmosphärischer Weichspüler „harter“ Strukturmaßnahmen und kosmetischer Übertünchungen ausschließlich finanziell motivierter kirchlicher Entscheidungen nie ganz loswerden. Schneider sagte: „Die deutschsprachige Kirche – die katholische wie die evangelische – ist im Zerfallen. Ihr Zerfall geschieht unmerklich, schleichend, leise, und die Agonie, in der sie nunmehr liegt, kommt dem Erlöschen des Bewusstseins gleich, dem Stillstand des Pulses. Noch hin und wieder bäumt sich ihr sterbender Körper auf. Er wehrt sich mit verzweifelten Konzepten der Hoffnung gegen die Ohnmacht, in die er gesunken ist. ... Zur Marginalie ist die deutsche Kirche geworden, zu einer Füllstimme in dem polyphonen Satz zahlloser religiöser und pseudo-religiöser Bewegungen. Den Medien gerade noch billig für eine kurz aufblitzende Geschichte: ... Weihnachten, Abendmahlsfeier, Ostern sind längst sich ad absurdum geführt habende Feste, inhaltsfrei, bedeutungsvergessen.“ – Robert Schneiders Beitrag trägt die Überschrift „Einübung in die Ohnmacht.“ Sich der Ohnmacht zu stellen, „Ideale aufzugeben, ohne dabei seiner selbst verlustig zu gehen“, sieht er als die eigentliche Herausforderung der Kirche in dieser Zeit: „Sich der Ohnmacht ausliefern heißt, so glaube ich, die Wirklichkeit anzuerkennen wie sie ist, nicht länger mit Konzepten dagegen anzugehen. Die Wirklichkeit, von der man sich, wie unsere

Vorväter sagten, kein Bild machen soll, die weder Gut noch Böse, noch Richtig oder Falsch erkennt, sondern dieser Trennung nicht bedarf.“ Auf die Frage, was zu tun ist, gibt Schneider folgende Antwort, die viel mehr ist als alles, was die Evangelische Kirche in Deutschland in diesem Jubiläumsjahr 2017 tut und treibt, um gesellschaftlich auf sich aufmerksam zu machen und ihren zunehmenden Relevanzverlust zu kompensieren: „Eben nichts ist zu tun“, so Robert Schneider. „Es kann gar nichts getan werden – das ist meine Überzeugung –, denn alle künstlichen Wiederbelebungs-konzepte, jeder bemühte Neuaufbruch, all die hilflosen Versuche einer scheinbar zeitgemäßen Bild- und Sprachfindung müssen scheitern. Auszuhalten ist die Ohnmacht, ohne in Tatenlosigkeit zu versinken oder die Umstände verantwortlich zu machen. Einzuüben ist die Ohnmacht, anzunehmen, sie zu respektieren, sich endlich ihr zu stellen. Das ist menschliches, christliches, kirchliches Tun genug.“ – Schneider hat Recht. Wir sind es nicht, die die Kirche retten könnten. Und es kommt daher nicht nur darauf an, die Kirche, die Menschen und die Welt zu verändern. Es kommt auch darauf an, sie zu verschonen, sie sein zu lassen und die Hoffnung auf Gottes kirchen-, menschen- und weltverändernde Kraft zu setzen. Wir dürfen als Kirche getrost die Hände in den Schoß legen und hoffen, dass Christus in seiner Kirche und in seiner Welt neu zur Welt kommt. Nicht wir, er allein ist der Retter der Kirche, der Menschheit und der Welt.

Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Robert Schneider hat Recht, und er hat zugleich nicht Recht. Denn als Kirche sind wir in die Nachfolge unseres Herrn gerufen. Wir sind es, die in seinem Geist lebendige Zeichen des Evangeliums und der Güte der Schöpfung sein sollen. Wir sind das Licht der Welt und das Salz der Erde. Gott ist und bleibt das Subjekt. Aber er ruft uns in seinen Dienst. Wir sind weder willenlose Objekte noch Marionetten, sondern unsererseits Subjekte, in denen Gottes Geist zur Welt kommt und weiterwirkt.

Die Leitung einer evangelischen Kirche im Geist der Reformation und im Geist Jesu Christi muss also zweierlei im Blick haben. Sie darf sich nicht damit zufriedengeben, kleine Brötchen zu backen, alles beim Alten zu lassen und über die Köpfe ihrer Mitglieder hinwegzureden, so dass diese ihr weglaufen. Und sie muss sich damit zufriedengeben, dass sie aus der Gnade Gottes lebt und dass ihr diese Gnade genügen muss. Wenn die Kirche Reformation auf mathematischem Weg durchrechnet und aufhört, mit Gott zu rechnen, dann hat sie sich verrechnet, weil all ihre Reformen, Reförmchen und Reformationen letztlich geistlos und hohl bleiben müssen. Und wenn die Kirche aufhört, Licht vom Licht Jesu Christi und das Licht der Welt zu sein, dann wäre es besser, die Kirche würde ihre Türen zusperren, ihren Bankrott erklären und anderen gesellschaftlichen Akteuren das Feld überlassen

Was aber wollen wir und was sollen wir als Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern tun, um uns im beschriebenen Sinn fit für die Zukunft zu machen?

Alle sprechen in unserer Landeskirche derzeit von „PuK“. Gemeint ist damit nicht der Waldgeist Puck, Diener des Elfenkönigs Oberon aus Shakespeares Komödie „Ein Sommernachtstraum“. Gemeint ist vielmehr der Zukunftsprozess unserer Landeskirche. „PuK“ ist die Abkürzung für „Profil und Konzentration“. „PuK“ hat also zwar nichts mit dem „Sommernachtstraum“ Shakespeares zu tun, verbindet sich aber sehr wohl mit einem Traum und

mit einer Vision – der Vision einer Kirche mit Ausstrahlungskraft, deren gute Botschaft Menschen in ihren Bann zieht.

Auch wir machten uns – wie gesagt – auf eine Fantasiereise. Wir begannen zunächst Visionen zu entwickeln. Wir suchten Bibelstellen, in denen das Neue, das durch Gott und seinen Sohn Jesus Christus in die Welt kommt, seinen Ausdruck findet. Wir fanden eine Fülle von Passagen und Verheißungen in der Bibel, die dieses Neue benennen. Meine neue Lutherbibel ist seitdem bunt, denn ich habe diese Stellen mit Post-its markiert. Besonders die Visionen des Propheten Jesaja habe ich markiert, z.B. Jesaja 43, 18-19 „Gedenkt nicht an das Frühere und achtet nicht auf das Vorige! Denn siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht? Ich mache einen Weg in der Wüste und Wasserströme in der Einöde.“ Dieses Bild von den Wasserströmen in der Wüste erinnert mich an meine Eindrücke und Erfahrungen während meiner Reise in Namibia. Wenn man einmal durch eine Wüste gewandert ist, wenn man den Sand der Wüste gespürt hat, der Wasser aufsaugt wie ein Schwamm, dann ist das Bild der Wasserströme in der Einöde ein Bild von hoher Inspirationskraft, das man nicht vergisst.

Mir wird dabei deutlich: Viele biblische Verheißungen sind deshalb so kraftvoll, weil die Zukunft in ihnen als Gegenwart zur Sprache kommt. Die Sprache der biblischen Verheißungen saugt uns gewissermaßen in die Gegenwart einer Zukunft. Solche Sprachereignisse sind nicht etwa zu schön, um wahr zu sein. Sie haben die Kraft, wahr zu werden, weil sie aufgrund ihrer Unwiderstehlichkeit die Kraft haben, Wirklichkeit zu erschaffen. Und warum haben sie diese Kraft? Weil sie unseren Geist, also unser Denken und unseren Glauben verändern und prägen.

So brachen wir also als Leitung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern im vergangenen Jahr auf in die Zukunft – in eine Zukunft, in der hoffentlich die Vision einer Kirche Wirklichkeit wird, die einen echten Unterschied macht. Ein ganzes Jahr lang bereiteten wir die Beschlüsse zur Kirchenentwicklung unserer Landeskirche vor.

Bei der bayerischen Frühjahrssynode Ende März dieses Jahres in Coburg stimmten alle kirchenleitenden Organe über die Strategischen Leitsätze von „Profil und Konzentration“ ab. In großer Einmütigkeit beschlossen wir, die Kirche Jesu Christi nicht in einer Haltung des Strukturkonservatismus, sondern des Kulturwandels weiterzuentwickeln. Drei Überzeugungen sind für unseren Zukunftsprozess „Profil und Konzentration“ prägend. Erstens: Um Kirche zu entwickeln, muss vom biblischen Auftrag und von den daraus folgenden Aufgaben statt von bestehenden Strukturen aus gedacht werden. Die Kirche muss dorthin gehen, wo die Menschen leben, und sie muss anders und konsequenter als bisher in Räumen denken und handeln. Zweitens: Für innovative Kirchenentwicklung braucht es eine gemeinsame Strategie, die das Unerwartete zulässt und kreative Energien und Motivationsschübe auf allen Verantwortungsebenen freisetzt – nicht nur im sogenannten „Wasserkopf“ der Zentrale der Kirchenleitung. Drittens: Kirche kann nur dann wirklich visionär sein, wenn sie im Geist der Vision des Evangeliums unterwegs ist, das nichts beim Alten lässt, sondern uns die Welt und die Kirche täglich neu als Schöpfung Gottes sehen lässt. Wenn Kirchenentwicklung wirklich gelingen soll, muss am Anfang eine positive Vision der Kirche der Zukunft stehen. Erst wenn die Verlockung einer erneuerten Kirche größer ist als die Angst vor dem Verlust des Alten, öffnet

sich Raum für Neues.

Nicht im Geist der Angst, sondern im Geist des Aufbruchs in das fremde und unvertraute Neue verließ Abraham seine Heimat. In diesem Geist berief Jesus seine Jüngerinnen und Jünger. Und in diesem Geist lässt Gott sein Volk das Alte anders und neu sehen.

Im Vertrauen auf diesen Geist könnte die Kirche dem gesellschaftlichen Anpassungsdruck souverän widerstehen. Sie könnte kreative Veränderungsenergien freisetzen, statt nur defensiv auf Veränderung zu reagieren. Sie könnte als Vorbild in die Gesellschaft hineinwirken. Leider ist immer wieder das Gegenteil zu beobachten. Das unkalkulierbar Fremde der Zukunft macht der Kirche Angst. Gerade im System Kirche, in dem theologisch unentwegt das Neue beschworen wird – die Erneuerung des Menschen, das Kommen des Reiches Gottes, die neue Schöpfung – geht die verbal artikulierte Veränderung mit dem tiefsitzenden Wunsch nach der ewigen Wiederkehr des Gleichen einher. Aber die vertraute institutionelle Form der Kirche ist nicht die einzig wahre Kirche. Es kann nicht das Ziel sein, sie um jeden Preis zu retten. Und es kann auch nicht das Ziel sein, die messbaren Quoten kirchlicher Beteiligung zu maximieren. Die Zahl der Besucher von Gottesdiensten und Kirchentagen, die Einschaltquoten von TV-Gottesdiensten und die Likes von Facebook-Einträgen sind kein Indiz für die Wahrheit. Das eigentliche Ziel ist vielmehr ein Prozess der inneren geistlichen Erneuerung.

Am Anfang der Bibel erzählt der zweite Schöpfungsmythos davon, dass Gott dem Menschen kreative Freiheit gibt, ihm aber auch die Verantwortung für die Zukunft der Schöpfung zumutet. Als Ebenbilder des schöpferischen Gottes sind wir nicht tote Objekte eines Bildhauers, sondern lebendige, schöpferische Kunstwerke eines lebendigen Künstlers, der uns seinen visionären Geist eingehaucht hat. In Genesis 2, 15 heißt es: „Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.“ Mit diesem Schöpfungsauftrag des Bebauens und Bewahrens, Erhaltens und Gestaltens haben wir Menschen die Gabe, die Kraft und den Auftrag erhalten, immer wieder über das Altbekannte hinauszudenken und Visionen des Neuen zu imaginieren. Am Ende der Bibel imaginiert Gott selbst dieses Neue. Die Verheißung „Siehe, ich mache alles neu!“ aus Offenbarung 21, 5 führt uns die unüberbietbare Vision einer geheilten und erneuerten Schöpfung vor Augen. Diese Vision darf von Seiten der Kirche nicht mit der Versicherung verwechselt werden, dass alles Alte bewahrenswert ist und dass alle toten Pferde, die die Kirche reitet, eine Zukunft haben. Nicht alles, was die Kirchenleitung einmal geschaffen hat, sollte immer wieder durchgefüttert und aufgepäppelt. Manches sollte man guter Dinge der Vergangenheit überantworten. Denn nicht alles, was war und ist, war und ist gut. Alles hat seine Zeit. Diese Zeit kann irgendwann enden. Und es kann sogar sehr gut sein, dass manches endet, von dem wir uns nicht oder nur schwer trennen wollen.

Kirchenreformprozesse laufen Gefahr, ökonomische Entscheidungen theologisch zu rationalisieren und zu instrumentalisieren. Genauso laufen sie Gefahr, neuen Wein in alte Schläuche abzufüllen oder Strukturen verzweifelt am Leben zu erhalten, die irgendwann einmal die Lösung eines Problems waren, aber nun ihrerseits zum Problem geworden sind, ohne dass dies erkannt würde.

Jesus von Nazareth rief die Menschen zur Läuterung und zur Buße, indem er sie an die Gegenwart der Königsherrschaft Gottes erinnerte, die ein Grund zur Freude und zum fröhlichen, hoffnungsgewissen Aufbruch in die Zukunft ist. Er machte die Menschen weder klein noch überforderte er sie mit moralischen Appellen. Er zitierte sie nicht zu sich, sondern ging dem Zeugnis des Neuen Testaments zufolge zu den Menschen, die es nach der Quelle des lebendigen Wassers dürstete. „Am letzten Tag des Festes, der der höchste war“, so heißt es in Johannes 7, 37-38, „trat Jesus auf und rief: ‚Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke! Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen.‘“ Weil der Ursprung der Kirche diese Quelle des lebendigen Wassers ist, kann die Kirche Jesu Christi keine Eis erstarre, in sich selbst verkrümmte Kirche sein. Von ihr müssen Ströme des lebendigen Wassers fließen.

Alle Kirchenentwicklungsprozesse stehen und fallen damit, ob die Menschen, die dafür gewonnen werden sollen, Lust darauf haben und Lust darauf machen, mit der altvertrauten Kirche Feste des Nichtwiedererkennens zu feiern, auf denen sich zeigt, was Kirche sein könnte.

Wohl ist es – wie ich schon am Anfang dieses Vortrags gesagt habe – wahr, dass die Kirche nicht erst dort zur wahren Kirche wird, wo sie zu Hochform aufläuft. Martin Luther hatte Recht. Ich wiederhole nochmals, was er im 16. Jahrhundert schrieb: „Wir sind es doch nicht, die da könnten die Kirche erhalten, unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen, unsere Nachkommen werden es auch nicht sein. Sondern der ist es gewesen, ist noch, wird es sein, der da spricht: ‚Ich bin bei euch bis an der Welt Ende.‘“ Eine evangelische Kirche, die nicht mit der Rechtfertigung allein aus Gnade zufrieden ist, läuft Gefahr, ihrem Herrn und sich selbst untreu zu werden. Eine Gefahr für die Kirche ist aber auch eine Kirche, die so mit sich selbst zufrieden ist, dass sie diejenigen nicht mehr wahrnimmt, die nicht mit ihr zufrieden sind, weil sie die Hoffnung nicht aufgegeben haben, dass die Kirche zumindest einen Vorschein der Versöhnung und des Friedens Gottes widerspiegelt.“

Das Christentum ist nicht ‚sakral‘, sondern in ihm weht die frische Luft des Geistes. Sonst ist es nicht Christentum. Es ist eine ganz und gar ‚weltliche‘ Sache: offen zur Menschheit hin.“ – Und genau darum geht es in „Profil und Konzentration“: dass wir eine Kirche werden, die offen zur Menschheit hin ist.

Herzlichen Dank!